

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

64 (15.3.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 15. März 1924

Nochmals die kleine Bibliothek

Von Curt Amend

Mein unter der Überschrift „Die kleine Bibliothek“ in der Beilage „Wissenschaft und Bildung“ vom letzten Samstag abgedruckter Artikel hat uns eine Reihe von Zuschriften eingetragen, die sämtlich der Genugtuung über diese Veröffentlichung Ausdruck geben. Wenn von einer Seite gesagt wird, daß Goethes sämtliche Werke zu umfangreich seien und teilweise doch nur den Mann der Wissenschaft zu interessieren hätten, so will ich dieser Ansicht die Berechtigung nicht ganz abstreiten. Es würde also genügen, Goethes dichterische Werke im weitesten Umfang dieses Wortes zu erwerben. Allenfalls genügt auch die schöne, sechsbändige Ausgabe des Inselverlags.

Mehrere Leser haben den Wunsch geäußert, ich möchte nicht nur die Namen der Prosaisamen erwähnen, von denen einzelne Schöpfungen der kleinen Bibliothek einzuverleiben sind, sondern ich möchte auch die Titel dieser einzelnen Schöpfungen angeben. Diesem Wunsche komme ich gerne nach, und zwar unter Erweiterung des Verzeichnisses um noch einige, wenige Dichter.

Die kleine Bibliothek würde nun also, die ausländische Literatur miteingerechnet, folgendermaßen aussehen:

- Goethe: Gesammelte Werke.
- Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke.
- Gottfried Keller: Sämtliche Werke.
- Georg von Kleist: Der Roman „Michael Kohlhaas“.
- Jean Paul: Die Romane „Titan“ und „Siebenkäs“.
- Eichendorff: Die Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und die Novellen „Schloß Dürande“ und „Das Marmorbild“.
- Heinrich Heine: Reisebilder.
- E. A. Hoffmann: Die Novellen „Nachtstücke“, „Serapionsbrüder“, „Rater Murr“, „Fräulein von Seldery“.
- Mörke: Der Roman „Maler Kollen“.
- Otto Ludwig: Der Roman „Zwischen Himmel und Erde“.
- Theodor Storm: irgend ein Band seiner Novellen.
- Theodor Fontane: Die Romane „Irrungen Wirrungen“, „Stine“, „Frau Jenny Treibel“ und „Muluera“.
- Gustav Freytag: Der Roman „Soll und Haben“.
- Jeremias Gotthelf: Die Romane „Mit der Nüchtern“ und „Eli“.
- Fritz Reuter: „Mit der Franzosenzeit“, „Mit mine Stromtid“, „Hanne Nüte“, „Mein Söhnung“.
- G. F. Meyer: Der Roman „Jürg Jenatsch“ und ein beliebiger Band Novellen.
- Annette von Droste-Hülshoff: Die Erzählung „Die Judenbude“.
- Louise von François: Der Roman „Die letzte Refusenburgerin“.
- Marie von Ebner-Eschenbach: Der Roman „Das Gemeindefind“ und ein Band Novellen.
- Und dann von der ausländischen Literatur:
- Dickens: Sämtliche Werke.
- Thackeray: Sämtliche Werke.
- Maupassant: Sämtliche Werke.
- Victor Hugo: Der Roman „Notre Dame de Paris“.

Flaubert: Die Romane „Die empfindsame Erziehung“ und „Salambo“.

Stendhal: Der Roman „Rot und Schwarz“.

Balzac: Die Romane „Die tödlichen Wünsche“ („Das Chagrinleder“), „Die Frau von dreißig Jahren“, „Rater Goriot“, „Cousine Bette“ und „Die drolligen Erzählungen“.

Bola: Die Romane „Der Bauch von Paris“, „Nana“, „Das Geld“, „Der Zusammenbruch“.

Gogol: Die Romane „Taras Bulba“ und „Tote Seelen“.

Dostojewsky: Die Romane „Kaskolnikow“ („Schuld und Sühne“), „Dämonen“, „Brüder Karamasow“, Novellen.

Tolstoj: Die Romane „Die Kreuzersonate“, „Anna Karenina“, „Auferstehung“, „Krieg und Frieden“ und Novellen.

Selma Lagerlöf: Der Roman „Gösta Berling“.

Jacobson: Der Roman „Niels Dhyne“.

Knut Hamsun: etwa die Romane „Hunger“, „Pan“, „Mysterien“.

Edgar Allan Poe: irgend ein Band Novellen.

Das Relativitätsgesetz der Wahrheit

Von Geh. Hofrat Dr. Max Dreßler

Auf Urgewißheit, auf Überzeugung, auf dem Glauben, wie Fichte sagt, auf dem Eingewurzeltsein, wie die Upanishaden es nennen, auf innerer Offenbarung, auf dem Daimon, der im Gewissen spricht und unsre Psyche, unser Lebensgang bestimmt, auf einem letzten Unmittelbaren ruht alle unsre Erfahrung, unser Erkennen, unser Wissen, unser Leben; alles ist davon abgeleitet; alles führt darauf zurück. In dem tiefsten Kern unsres Wesens fühlen und ergreifen wir das Wesen überhaupt, aller Dinge Wesen, das göttliche Wesen, unsern Gott.

Das Wort zu finden für diese Gewißheit ist Aufgabe und Arbeit der Philosophie; den dunklen Gott in uns ins helle Licht des Wissens herauszustellen, das ganze Geschäft der Metaphysik. Hier liegt das Hauptwerk alles Lebens — alles andre sind Nebenwerke, Vorbereitungen, Zurüstungen zu diesem ersten und letzten, einzigen, wahren Ziel. Alle wahre, philosophische Arbeit hat die Wahrheit, Gott selbst zum Inhalt, wie die Religion. Außerhalb der Wahrheit, Gottes, außerhalb des Wesens ist Wesenlosigkeit, Oberfläche, Außenwerk, Peripherie. Alles, was wahrhaft ist, muß Gott sein oder es wäre Nichts. Die Welt der Tiefe muß alle äußerste Oberfläche durchleuchten und erwärmen; das Innere muß im Äußeren leben; die Oberfläche muß als Tiefe gelebt werden. Als Gott muß die Welt, muß unser eignes Leben erlebt werden, oder ist nicht Leben, nicht Wahrheit, nicht kernige Urkraft, sondern Mechanismus, Passivität, täuschender Schein. Die Wahrheit unsres Lebens ist unser Gott. In mir, als mein Wesen, muß mein Gott leben, sonst lebe ich nicht, sondern werde nur gelebt. Leben ist selbstherrliche Kraft, autonome Unabhängigkeit; aber selbstherrlich, unbedingt ist nur das Göttliche.

Meine Wahrheit, meinen Gott, kann ich nur in mir selbst finden und erleben, nur aus mir selbst verkünden. Eine Wahrheit muß meine Wahrheit sein; eine Philosophie muß meine Philosophie sein. Das innerste Eigenste kann man nicht von außen empfangen. Fremde

Wahrheit ist nicht nur keine Wahrheit für mich, sondern vielmehr Lüge, Zwang, Untergang meines Lebens, das nur in sich selbst wurzeln kann und darf; auf die Gefahr hin, daß Wielands Wort Recht behielte: „Ein Schein, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt“. Aber wenn mein Wesen nicht abirrt, sonderbar zufällig oder gar pathologisch ist, wenn es sich als repräsentativ, typisch, symbolisch nehmen darf, so daß das Eine für's Ganze stehen dürfte, dann ist mein Gott der Gott, meine Wahrheit die Wahrheit, meine Philosophie die Philosophie, die Wahrheit, nicht nur für diesen Menschen, sondern für den Menschen überhaupt.

„Es ist dem Menschen natürlich“, sagt Deussen, „und kommt auch in allen Regionen der Philosophie zum Ausdruck, daß er dasjenige, was für ihn das Prinzip der Dinge und Urgrund der Welt ist, zugleich als das höchste Ziel seines persönlichen Strebens betrachtet“. Auch umgekehrt könnte man sagen: das höchste Ziel meines persönlichen Strebens — und das ist mir das Erste, Nächste, Innerlichste, Wahrhaftigste meines Wesens — erleuchtet mir das Prinzip der Dinge und den Urgrund der Welt. Oder, da es eine und dieselbe Wahrheit ist, nur von zwei Seiten betrachtet: metaphysisch ist das Prinzip der Dinge Ursache meines persönlichen Strebens, psychologisch ist mein persönliches Streben Wirkung des Urgrunds der Welt. Unter allen Umständen muß mein persönliches Streben zusammenfallen mit dem Sinn und Geist der Welt; denn Beide sind Eins: der Urgrund der Welt ist auch Grund meines persönlichen Strebens und in meinem persönlichen Streben erblickt sich mir das Prinzip der Dinge.

Wahrheit gibt es nur für ein urteilendes Subjekt. Es gibt für uns keine Wahrheit an sich. Von der Art des Subjekts hängt seine Wahrheit ab. Es gibt nur relative Wahrheit für uns. Goethe hat dieses Relativitätsprinzip der Wahrheit wiederholt auf's Bestimmteste betont; eine Wahrheit, die seinem Wesen nicht gemäß war, lehnte er ab. Die unabhängige, absolute Wahrheit wird für uns, durch uns relative Wesen zur relativen Wahrheit. Wir können nur Wahrheit erkennen, die uns entspricht, die wir brauchen, wollen, machen und sind. Kant hat generell die Abhängigkeit der Welt unsrer Erkenntnis von den formenden und schaffenden Organen unsrer Erkenntnis nachgewiesen; so gibt es für die Erkenntnis überhaupt kein Ding, wie es an sich sein mag, sondern nur eine Erscheinung, ein Phänomen des Erkennens; so wie die Organe des Erkennenden, so ist die ihm erscheinende Welt; die phänomenale Welt ist nicht nur abhängig vom Erkennen, sondern sie ist geradezu ein Produkt der Erkenntnis. Alle Erscheinung setzt ein Auge voraus, dem sie erscheint und sie wird erscheinen gemäß der Eigenart dieses Auges. Die Wahrheit der phänomenalen Welt ist also relativ und, bei der „zufälligen Beschaffenheit unsrer Erkenntnisorgane“ (Kant) selbst zufällig.

Zu einer absoluten Wahrheit des Dinges an sich ist durch Erkenntnis der Erscheinung kein Zugang. Aber diese formal bestimmte Welt der Erkenntnis ist für alle erkennenden Wesen univiersell dieselbe und bindende. Goethe fordert für die eigentümliche Persönlichkeit eine eigentümliche Wahrheit: „Was fruchtbar ist allein ist wahr. Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert.“ Für Goethe ist der Mensch eine mikrokosmische Urkraft, die ihre eigene Welt und ihre eigene Wahrheit aus sich schafft und um sich bildet. Wenn Goethe „Natur- und

Karlsruher Konzerte

Die auf gute Regie bedachten Kammerkonzerte im Saale Marg. Voigt-Schweilert boten in der Progranmbildung der XI. Veranstaltung die dankbare Möglichkeit, einige seltene Werke Joh. Seb. Bachs zu hören. Musikfreunde nahmen in sehr großer Zahl beim eigentlichen Konzert wie bei dessen sonntäglicher Wiederholung die Gelegenheit wahr, zumal noch einmal Paula Weber mitwirkte in zwei Arien, deren Wiedergabe besonders hohes künstlerisches Niveau aufwies. Denn die Altistin führte mit überzeugender Einfühlung und Sicherheit schwierige Aufgaben durch, die zugleich leuchtende Durchsichtigkeit und empfindungsstarke Gestaltung beanspruchten. Auch die Spieler der obligaten Begleitinstrumente Marg. Voigt-Schweilert und Karl Schittler verpflichteten durch reizvolle Umrahmung zu Dank. Das vorangestellte Trio für Flöte, Violine und Klavier aus dem „musikalischen Opfer“ fesselte durch Feinschliff im einzelnen und bestgeförmte Musikalität im ganzen, was ja Voraussetzung für jede Interpretation der grandiosen Bachschen Klarheit ist. Leider trug die nachfolgende Vorführung des Violinonzerts d-moll manches Merkmal von peinlichem Erdentrost, eine Feststellung, die zwar die immerhin gutgemeinte Musikerfreudigkeit der Damen Marg. Voigt-Schweilert und Mathilde Roth nicht verkleinern soll, aber bei einem so kostbaren spannungsreichen Werk, das an Leistungsfähigkeit eben das höchste verlangt, gemacht werden muß.

Die zweite musikalische Morgenfeier im Landestheater brachte unter Fritz Cortolegis behutsamer Stabführung je ein Werk von Dabner und Stölzel, dazwischen ein Streichquartett von Stamiz. Der Intrade H. V. Dabners merkt man an, daß es eine der ersten für Streichinstrumente (statt Bläser) gezeichneten Eröffnungsmusiken

ist. Mehr Temperament und Raunigkeit ist jedenfalls G. H. Stölzels Concerto grosso zu lobebieren, wiewohl der Mann eigentlich eher ein Theoretiker als Komponist war. Wunderhüßlich hörte sich das leichtflüssige Quartett von Joh. Stamiz an, der also auch auf diesem Gebiet als wichtiger Übergangsglied zu Haydn und Mozart zu gelten hat und nicht allein der geniale Schöpfer des modernen Stils der instrumentalen Sinfonie ist. Die Herren des Karlsruher Streichquartetts spielten überdies das entzückende Werkchen mit hingebenden Eifer.

Theaterdienst hinderte mich leider, selbst dem Sonatenabend beizuwohnen, den die Herren Hermann Post (Violine) und Dr. Rudolf Bellardi (Klavier) im Saal der Handelskammer veranstalteten. Wie man mir jedoch berichtet, hatte der Abend relativ guten künstlerischen Erfolg, obwohl die beiden Spieler zum erstenmal zusammen das Violinbetraten. Besonders die beiden Sonaten von Schumann und Brahms sollen mit sicherem Geschmaack wiedergegeben und auch das Geistige darin gut getroffen worden sein. Man wird deshalb ihrem anscheinend auf gepflegter Form basierenden Zusammenspiel gerne wieder begegnen.

Ulrich v. d. Trend-Ulrici setzte seine mit Beifall aufgenommenen Literaturvorträge mit einer Rilkeleson gewidmeten Vorlesung fort. Der Mimisch-Gewandte ist jedenfalls auch ein trefflicher Interpret am Vortragstisch. Das kam der liebenswürdigen, ganz unaufdringlichen Art der Rilkeleson sehr zu statten. Besonders die Stimmung einiger Gedichte und Novellen wußte er haarstarr einzufangen. Der Beifall der dankbaren Gäste, die zwar den Nachhausegang nur zur Hälfte füllten, sang deshalb sehr herzlich. Mit vielseitigem Programm, das allerdings auch, wie es gerade in den dramatischen Abänderungen erfuhr, wartete der lustige Senff-Georgi seinen Hörern auf. Er soll „Trois alledem und alledem“, wie man mir sagt, dank der

Brillanz seines unverwundlichen Humors auf der ganzen Linie gefiegt und aus dem Konglomerat fremder und eigener Humoresken die Lachmuskeln in gehörige Bewegung versetzt haben. Auf jeden Fall gelang es mit mehrfach erprobter Routine dem verschämten Altmeister wieder einmal glänzend, sein Publikum für anderthalb Stunden zu unterhalten.

H. Sch.

Badisches Landestheater

Fidelio

Beethoven's „Fidelio“ enthält keine italienischen Bravourarien, diese Oper ist untheatralisch, weil in ihr vielzuviel symfonisches Empfinden steckt. Die gestrige Aufführung betonte aber das Gegenteil, sie verließ reichlich improvisatorisch statt großartig, sie pöppelte effektbewußt, aber unbarmherzig Leidenschaftlichkeit auf Leidenschaftlichkeit, wo kraftvoller und geistig vertiefender Zug hätte vorwalten müssen. Der Erlösungsjubel der Schlusszene z. B. wirkte in solchem Tempo unerträglich — ganz abgesehen von vorangegangenen, ebenso stark zersekenden Momenten. Man muß bei aller Anerkennung des Schwungs und fülligen Vrios der Lorenzischen Stabführung — die in der Leonoreovorträge Nr. 3 einigermaßen berechtigt war — doch künstlerischen Protest erheben. Auch Maria Lorenz-Höllischer's Verkörperung der Leonore fehlte die unmittelbare, eindrucksvolle Wirkung edler Weiblichkeit, denn sie betonte das Starke, Weiblich-Lapere vielzu sehr. Es liegt das wohl auch in dem Charakter ihrer Stimme begründet, die mehr zum Explosiven und zu prägnanter Schärfe als zum Weichen und Besessenen tendiert. Die Gätin von der Berliner Staatsoper, darstellerisch ein echtes und richtiges Theaterbild, fand vor fast ausverkauftem Haus willig Gehör. Aber ihre zwei weiteren Gastspiele als Ottrud und Isolde wird noch Einiges zu sagen sein.

H. Sch.

Freiheitsmenschen" scheidet, so denkt er wohl im Gegen-
satz zu sich selber an Fichte, den Herrenmenschen, der
auszusprechen konnte: „Natur ist durchaus nichts weiter,
als der durch absolutes Denken gebildete Gegenstand gegen
die absolute Kraft des freien geistigen Lebens; notwen-
dig gebildet, um diese Kraft, die für sich schlechthin un-
sichtbar ist, sichtbar zu machen“. Goethe fühlte sich als
andächtigen Verehrer der Natur, aus deren spendenden
Händen er alles zu empfangen meint und gegen die als
Herr sich aufzuspielen er niemals wagen würde. Aber
dieses vermeintliche passive Versinken in der Natur ist
in Wahrheit doch auch nur ein Schwelgen im eigenen
herrlichen, herrschenden Geiste. Goethe glaubt die Ur-
sprache in Hingebender Anschauung zu erfahren und
Schiller belehrt ihn, daß er sie in eigener herrlicher Idee
erschaffen habe. Goethe ist geistiger Gesetzgeber der Na-
tur im höchsten Sinne. Ein Geist, wie Goethe, kann in
der Natur nur Seinesgleichen begegnen, in ihr nur Geist,
freie Schöpferkraft, Ideen finden; er verwandelt alle
Natur in Goethe.

Die Natur antwortet jedem in der Sprache, in der er
sie anredet; dem freien Geiste in der Sprache der Frei-
heit. Dieser steht dann voll Ehrfurcht vor einer Natur,
die ihm zur Offenbarung göttlichen Geistes geworden ist,
einer Gott-Natur. Ehrfurcht füllt er den eigenen Geist
zum Erdgeist erweitert. Ehrfurcht durchdringt ihn vor
dem Allgeist, der sein eigener Geist in Wahrheit ist, Ehr-
furcht vor sich selber. So wird für Goethe die Natur
ebenso zur Offenbarung der Geistesfreiheit, wie für
Fichte die Freiheit des eigenen Willens.

Soviel Welten, als welterlebende, weltthaffende Geis-
ter; so viel Wahrheiten, als wahrheitserkennende Mo-
naden. Diese relativen Wahrheiten widersprechen sich
nicht und heben einander nicht auf; sie sind nur eben-
so viele Bestätigungen der Einen absoluten Wahrheit, die
sie auf bestimmte Weise spiegeln; daß sie sich alle auf den
Einen selbst Gott beziehen, das einigt sie zu einer gro-
ßen Harmonie. Es bleibt aller relativen Wahrheit durch
die Beziehung auf die Eine selbe Absolute doch ein Cha-
rakter der Abgeschlossenheit; man möchte ihn absolute Relati-
vität, oder relative Abgeschlossenheit nennen. Die relative
Wahrheit repräsentiert die absolute. Des einzelnen Men-
schen Wahrheit, meine Wahrheit muß Symbol sein der
absoluten Wahrheit; und weiter, als bis zum Symbol
werden wie es in aller Philosophie nicht bringen; die
bedeutenden Zeichen mögen noch so unterschieden sein —
das, was sie bedeuten, ist das Selbe Eine. Ein Wesen
erlebt, dargestellt, erscheinend unter wechselnden Sym-
bolen. Nur darf man nie das Symbol selber für das
Wesen halten.

Aus dieser auf Einen Grundton gestimmten reichen
Harmonie scheidet nur das entschieden pathologische,
Dissonierende aus, welches nicht etwa nur ungeschickt
zeichnet, sondern welches das Wesen, den Geist der Wahr-
heit selber verfehlt. Goethe fordert die ihm gemäße relative
Wahrheit; aber er fordert von sich die absolute Gesund-
heit; gehabt hat Goethe eigentlich nur das Pathologische,
welches die Wahrheit schon im Keim vergiftet. Wenn
eine solche persönliche Wahrheit nicht nur nicht patholo-
gisch, so nicht nur normal typisch, sondern exemplarisch
vorbildlich ist, dann gewinnt sie universelle erziehende
Kraft. Ein solcher Geist spricht aus: So bin ich; so
muß ich erleben; so muß ich sehen; so muß ich tun; so
spricht Gott in mir und so muß ich antworten; so schuf
ich mir und euch die Wahrheit; suchet, sie zu verstehen
und nachzuleben. Die Wahrheit des Menschen sei ein
persönliches Erlebnis, eine konkret-individuelle Schöpfung;
nicht abstrakt-allgemeines Jucken Geistes wie Goethe;
seine naturwissenschaftliche Arbeit ist Ergebnis persön-
lichen, schöpferischen, künstlerischen Erlebens; so mußte
ihm seine Farbenlehre mit der abstrakten Physik in
Gegenfall bringen.

Jede Leibniz'sche Monade, jeder Mikrokosmos ist ori-
ginell, persönlich vom ewigen Wesen beeindruckt, eigen-

artig reagierend auf die göttliche Impression, ihr mit
eigenen Kräften Ausdruck gebend, ein Bild Gottes er-
schaffend aus eigener, ihm gemäßer Art und Fülle; so
jeder ein Künstler, ein Schöpfer, ein Former des ihm
anvertrauten göttlichen Materials, ein Gestalter seines
einzigartigen, charakteristischen, dann symbolischen, be-
deutenden Weltbildes. Und so entsteht, von oben ge-
sehen, der unendliche Reichtum der Welten, der relativen
Wahrheiten, persönlichen Variationen über das Eine
Thema, das sie alle zur Harmonie verbindet, das ewige
Wesen. „Aus dem Reiche dieses Geistesreiches schämt
ihm die Unendlichkeit.“ Leibniz sagt: Deus gaudet impari.
Ein Wesen in tausend Symbolen, Ein Geist in tausend
schöpferischen Taten. Eine künstlerische Philosophie, eine
aktive Philosophie, eine deutsche Philosophie. „Das wahr-
haft Unendliche“, sagt Leibniz, „ist keine Modifikation;
es ist das Absolute; dagegen wo man modifiziert, be-
schränkt man sich oder bildet ein Endliches.“ Alles Bil-
den und Gestalten ist endlich, beschränkt, eigenartig modi-
fiziert und bestimmt. In der Beschränkung zeigt sich der
Meister, der Bildner, der Künstler. Aber in diesem Be-
schränkten und so Bestimmten offenbart sich dem Künst-
ler, offenbart uns der Künstler den Geist des Ganzen;
das Relative wird zum Symbol des Absoluten — wissen-
schaftlich, philosophisch, künstlerisch und ethisch. Jeder Ge-
danke, jede Tat, wie jede Zelle Symbol der ganzen Welt,
des göttlichen Geistes; verschiedene Ausdrücke nur für
einen und denselben Sinn.

Wissenschaft, Kunst, Philosophie und alle Weisheit
bleibt: das Ganze gespiegelt vom Einzelnen; aber das
Einzelne repräsentierend das Ganze; der individuelle
Geist symbolisierend den universellen Geist. Typische,
wahre Impressionen zu haben, typisch wahr zu reagieren,
das ist die Art des bedeutenden, vorbildlichen, symboli-
schen Wesens. Repräsentative Kraft ist Größe der Wahr-
heitsymbolisierung.

Relativ, menschlich, persönlich bestimmt, beschränkt
bleibt jede Erkenntnis der Wahrheit. Wir haben nur die
wechselnden Bilder und Symbole. Nicht was wir bil-
den, sondern wie wir bilden und da h wir bilden, darauf
kommt es an. Die Tat des Bildens aber ist absolut.
Tatsachen und Gegenstände verlieren ihre absolute ver-
meintliche Realität, aber der schöpferische Geist besteht
und schreitet von Bild zu Bild, von Wahrheit zu Wahr-
heit künstlerisch gestaltend aus göttlicher innerer leben-
diger Freiheit fort und fort. Alle abstrakten Wahrheiten,
alle objektiven Tatsachen mögen durch die Einsicht in
deren Relativität überwunden werden; das ewig Unüber-
windliche aber ist die freie Tat des Überwindens selbst.
Nicht absolute Wahrheiten entscheiden über uns; aber
daß sie „trautbar“ sei, entscheidet über uns Wahrheit.
Alles taucht, unverfälscht aus unserem echten gefunden
Wesenswesen Quellende ist wahr und bedeutend, von
symbolischen Werte, mag es Erkenntnis, mag es San-
del sein. Etwas persönlich Lebendiges ist die Wahrheit.
Brot muß assimilieren, muß Blut werden, Alkoholen
müssen nicht, Mathematik muß Musik werden. Alle
Materie klingt erst dann, wenn der Geist sie spielt.

Literarische Neuerscheinungen

„Die Reise durchs Zimmer“ (Reisereise über die Kultur
in einer Studie von Adolf Heilborn. (Mitteln Art.
Verlag Berlin.) — Dieses kleine Buch ist ein ergötz-
lich plauderndes Cicero durch die Gebiete der menschlichen Kul-
turgeschichte. Es spricht die Worte Stube, Haus, Tisch, Mö-
bel aus und führt dabei gleichzeitig durch die wandelnden Zei-
ten, am vertrauten Gegenstand die Geschichte unserer er-
blichen Dinge demonstrierend. Es sagt, was Ofen, Feuer,
Kamin und Kachel sind, welche Verwendung es mit Tische,
Bücher, Silber, Spiegel hat, es erzählt von der
Entstehung von Messer und Gabel, vom Fenster und von den
wunderlichen Einbauten, von grünen Weihnachtsbaum, von den
Strahlen in den Wägen, von den lichtspendenden Sternen, von
Gas und Elektrizität und schließlich vom Bett, das des Men-
schen erste und letzte Ruhestätte ist.

Der bisher unbeschäftigte Bassist zu seinem Instrument, aber
nur um unisono mit der 2. Violine zweimal die Anfangs-
note des ersten Violins zu blasen, dann löst er das Licht an seinem
Pulte aus und geht gleichfalls an. Nach sieben Takten folgt
ihm der erste Hornist und zweite Oboist. Nun löst sich end-
lich das Violoncello vom Baße los; beide gehen geräume Zeit
jedes seinen eigenen Weg, bis bei einer Wendung, wo Cis
als Dominante eintritt, auch der Bass das Weite sucht. Wir
sind nun wieder in Fis-dur und die 3. und 4. Violine bringen
in dieser Tonart das frühere Thema des Adagio. In kurzen
Zwischenräumen verschwinden nun Cellist, Brötter und vierter
Violinist und Bratschist.

Es ist fast flüster geworden im Orchesterraum; hier sitzen
Tomastri (erster Violinist) und ein zweiter Violinist. Leicht,
gedämpft durch Cordinen erklingt ihr Wechselgesang, zuletzt in
Terzen und Sexten sich verflüchtend wie im leisen Hauche
ersterbend. Die letzten Richter erlösen, die letzten Geigen
gehen und auch Gonda ist im Begriff ihnen zu folgen, als der
Fürst, der dem Vorgange anfangs befreundet gefolgt war, auf
ihn hinzutritt, ihn gerüdet die Hand reicht und mit den Wor-
ten anredet: „Ich habe Ihre Absicht wohl durchschaut, die Musi-
ker haben sich nach Hause — nun gut — morgen paden
wir ein.“

Landestheater. Als zweites Gastspiel wird Frau Lorenz
Höllischer von der Berliner Staatsoper in der Sonntag-
vorstellung „Lohengrin“ zum erstenmal in Karlsruhe die Ortrud
singen. Es dürfte von besonderem Interesse sein, diese Partie,
die oft von der Altistin gesungen wird, ihrer Lage nach
aber der hochdramatischen Sängerin zukommt, von der Künst-
lerin zu hören. Frau Lorenz hatte mit der Ortrud in Wien,
Berlin und Amerika große Erfolge. — Es sei darauf auf-
merksam gemacht, daß der Beginn des VII. Symphonie-
konzerts des Badischen Landestheaterorchesters am Mon-
tag, den 17. März, auf 8 Uhr festgesetzt ist. In die Reihe der
ausgeschlossen Werken von Josef Haydn gewidmeten Vortrags-
folge ist noch eine Liedschöpfung Haydns, „Die Teilung der
Erde“ aufgenommen worden. Die Komposition nach dem be-
kannten Schiller'schen Dicht wird Dr. Hermann Bucher-
pennig fügen.

Die Geschichte vom selbstsüchtigen Etech

Die nachfolgende Kabel entnehmen wir mit Erlaub-
nis des Verlages Streder und Schröder in Stuttgart
einem jenseits erschienenen Buch von W. Koppers:
Unter Feuerland-Indianern, in dem er
eine interessante Darstellung seiner Reise zu den
südlichsten Bewohnern der Erde gibt. Mit seinem
Freunde Gustave besuchte er im Frühjahr 1922 die
Rüste dieser aussterbenden Indianerstämme, die von
Forschern auf ihren Fahrten fast noch nie berührt
wurden und über die wir nur ganz ungenügend un-
terrichtet waren. So konnte auf dieser Reise man-
ches Überraschende festgestellt werden, unter anderem
auch bei diesem „religionslosen“ Volk ein alter Glauben
an ein höchstes Wesen, Watainewa.

Eines Tages führen sehr viele Leute in ihren Mantel zu
einer Felseninsel, um Vogel zu jagen. Sie erbeuteten eine
gute Menge schon am zweiten Tage. Aber da feste unerwar-
tet sehr schlechtes Wetter ein, und es war unmöglich,
die Kanus zu besteigen zur Rückfahrt. Es schneite an Wasser, und
mit jedem Tage wurde die Lage ernster; so zwar, daß die
Leute vor Durst umzukommen schienen. Und doch war
einer unter ihnen, der schien irgendwo Wasser entdeckt zu ha-
ben, denn man merkte ihm gar nicht an, daß er Durst litte.
Das war der Kiyadage Kormoran. Tatsächlich hatte er weit
drinnen im Innern der Insel eine kleine Lagune aufgefunden,
die etwas Süßwasser enthielt. Er war aber dezent selbst-
süchtig, daß er dieses Geheimnis für sich behielt und allein
dorthin ging, unbemerkt von den anderen, um Wasser zu trin-
ken; es rührte ihn nicht im entferntesten, daß die anderen vor
Durst verschmachten. Wenn er sich nur mit Wasser ver-
sorgen konnte, war es ja genug; die anderen kümmerten ihn
nicht. Da kam ein Mann und sagte ihm: „Du hast wohl
irgendwo eine Wasserquelle entdeckt und trinkst dort allein;
warum sagst du uns nicht, wo diese ist?“ Er sagte darauf:
„Ich weiß nicht, daß hier eine Wasserquelle wäre; denn diese
Insel ist klein und feig.“

Später fragte ihn ein anderer: „Wo holst du denn Wasser?
Wir sehen nämlich, daß du keinen Durst hast, und wir ver-
schmachten fast.“ Darauf sagte er: „Ich spüre bisher noch
keinen Durst, und Wasser gibt es hier nicht!“ Da kamen wie-
der andere Männer zum Geseh und drängten ihn und sagten
ihm: „Du mußt von irgendwoher doch Wasser haben; wir ha-
ben dich nämlich beobachtet und konnten sehen, daß du Fleisch
isst. Aber ohne Wasser kann man nicht lange Fleisch essen;
es trocknet ja die Kehle gänzlich aus. Deshalb können wir ja
auch kein Fleisch essen, weil es uns in der trockenen Kehle
steden bliebe! Also rüde nur mal herans mit der Sprache
und sage uns, wie du es anstellst!“ Da erwiderte
Etech: „Gewiß, ich esse Fleisch, aber Wasser zum
Trinken habe ich auch nicht; aber ich mache es so:
ich reiße den Mund weit auf und halte ihn so offen
gegen den Wind lange Zeit; da weht mein Mund und meine
Kehle gut angefeuchtet, und dies reicht mir, und damit halte
ich gut aus!“ Da sagten die anderen: „Das kann nicht sein!“
Und Etech sagte: „Macht doch die Probe!“ Und da machten
einige Männer die Probe und kamen zum Geseh zurück und
sagten: „Eigenartig, wir haben den Mund aufgemacht, so
weit als möglich, wie du gesagt hast, und haben den offenen
Mund gegen den Wind gehalten; aber da wurde uns die Kehle
noch mehr trocken, als sie schon vorher war! Wie sonderbar ist
doch die ganze Sache!“ Da sagte Etech: „Ich helfe mir auf
diese Weise!“ Und ungläubig gingen die anderen zu ihren
Hütten.

Die Leute waren nahe daran, gänzlich zu verschmachten
und vor Durst zu vergehen. Da dachte der jähne W a s e n i m
(weißhäutiger Kormoran): Es muß mein Vetter, der Geseh,
doch irgendwo Wasser haben; ich will ihn mal gründlich und
genau beobachten! Als eines Tages Etech wieder seine Hütte
verließ und ins Innere der Insel ging, da schlich ihm
Wuasenim nach mit aller Vorsicht. Wenn dann Etech sich
umwandte, dann duckte sich Wuasenim schnell; zum Glück war
etwas Gras auf dem Boden. Und da Etech sehr oft zurück-
schaute, mußte Wuasenim gar oft sich ducken. So gingen sie
voran; Etech zuerst, und hinter ihm, unbemerkt, der
Wuasenim. Als endlich Etech zur Lagune kam, da schaute er
wieder aus nach allen Seiten, um sicher zu sein, daß niemand
ihn beobachtete; und schnell duckte sich wieder Wuasenim; da
glaubte sich Etech ganz sicher. Und langsam duckte er sich
nach unten, und mit Wohlbehagen schlürfte er das frische Wa-
sser. Als das Wuasenim sah, war er zornig; er lief schnell
herbei, fakte den Etech am Genick, schüttelte ihn heftig und
sagte ihm dann an: „Wo hast du doch eine Wasserquelle ge-
habt, du gemeiner, selbstsüchtiger Kerl! Es ist dir ganz gleich-
gültig gewesen, daß wir alle hier vor Durst fast verschmachtet
wären. Jetzt sollst du Wasser trinken, so lange du willst, und
mehr, als dir lieb ist!“ Dabei fakte er ihn noch kräftiger und
hielt ihn so lange unter dem Wasser, bis er ertrank!

Nun ging Wuasenim zu den übrigen Leuten und erzählte
ihnen alles, daß Etech ein so ganz selbstsüchtiger Kerl gewesen
wäre, wohl eine kleine Lagune entdeckt hatte, aber nur ganz
allein dort sich Wasser holte. Und Wuasenim zeigte den Leu-
ten den Ort, wo diese Lagune war; und alle kamen und tran-
ken und waren froh ob dieser Rettung. Und das Wasser langte
aus, bis das Wetter wieder besser wurde, alle bestiegen dann
ihre Kanus und zogen weg von dieser Insel.

Auch heute sieht man noch, wie die Kormorane gerade auf
Felsen sich aufhalten, wo gewöhnlich das Wasser fehlt. Und
ihre heisere Stimme haben sie behalten von jener Zeit her, da
sie so starken Durst gelitten haben. Auch Etech streckt heute
noch seinen offenen Schnabel gegen den Wind, wie er es da-
mals jenen Leuten vorgezeigt hatte; und wenn Etech sich zu-
gleich mit Wuasenim bei Süßwasser trifft, haben sie immer
noch Streit, wie damals, als Wuasenim den Etech am Genick
padte.

In Declams Universal-Bibliothek (Verlag Philipp Reclam
jun. Leipzig) erschien:

W. Nr. 6430-39. Louise v. François: Die
Letzte Redenburgerin. Roman. Mit einem Nachwort
von Dr. Hermann Hofheld. (351 S.) Heft 120, Band 180
Pfeunig. — „Die Letzte Redenburgerin“ bleibt ungewißhaft
übrig, wenn man die Unmenge der deutschen Romane durch
das engste Sieb schüttelt“, sagt ein bekannter Literaturhistoriker,
„ein Schicksal, das von den Romanen nach Goethe wohl kaum
ein Duzend teilen wird.“

W. Nr. 6435. Louise v. François: Fräulein
Ruthen und ihr Hausmeyer. Eine Erzählung.
Mit einem Nachwort von Dr. Hermann Hofheld. (74 S.) Heft
80, Band 60 Pfeunig.

W. Nr. 6431. Thomas Mann: Tristan. Novelle.
Mit einem Nachwort von Rudolf R. Goldschmidt. (74 S.) Heft
80, Band 60 Pfeunig.

W. Nr. 6440. Chop: Erläuterungen zu Puccini.
Die Pöhe in e. Szenen aus Genty Würgers „Die de Wo-
heme“ in vier Bildern. Gedruckt, lithographisch und musikalisch
analysiert, mit zahlreichen Notenbeispielen. (72 S.) Heft 30
Pfeunig.

W. Nr. 6433/34. H. G. Drehm: Mägetiere. In-
sektenreife. Herausgegeben von Carl W. Reumann.
(188 S.) Heft 60, Band 90 Pfeunig.

Zum nächsten Symphoniekonzert im Landestheater

Die Abschieds-Symphonie von Haydn, die das
nächste Symphoniekonzert abschließt, hat folgende Vorge-
schichte.

Fürst Nicolaus Esterhazy ließ 1765 am südlichen Ende des
Reußtädter Sees an Stelle des bisher dort befindlichen ein-
fachen Jagdschlösses einen Sommerpalast im Stil von Ver-
sailles erbauen. In diesem Gebäudekomplex war auch ein
Musikerhaus vorgesehen. Im Lauf der Zeit erlosch sich dieses
Haus als zu klein, um alle Musiker mit ihren Familien auf-
zunehmen. Der Fürst verfügte deshalb, daß nur mehr die
Musiker selbst dieses Haus bewohnen sollten, ihre Familien
mußten nach dem mehrere Stunden entfernten Eisenstadt
zurückkehren. Nach der Schilderung des bekannten Hand-
Biographen C. F. Rohlf wandten sich nun die armen Ehe-
männer an ihren Papa Haydn, der gegen seine Gemohnheit
es dieses Mal nicht unternahm, der Fürsprecher seiner Ka-
pelle zu sein. C. F. Rohlf erzählt nun weiter: „Er (Haydn)
hatte für die Musiker nichts als etwa ein schallhaftes Lächeln,
aus dem sie nicht klug wurden bis ihnen bei einer Probe zum
nächsten Orchesterkonzert unerwartet ein Hoffnungsstrahl
leuchtete: Der Tag der Aufführung kam und Hopfenden Her-
gens begann die Kapelle als Schlusnummer eine neue Sym-
phonie ihres verehrten Führers, dem dabei selber bange ums
Herz war. Schon die Tonart Fis-moll war eine ungewöhn-
liche. Der erste Satz strebt entschlossene Haltung an, im
Adagio herrscht Weichheit und Milde, Menuett und Trio suchen
wohl den herkömmlichen Charakter beizubehalten, aber die
gehobene freudige Sorglosigkeit kommt nicht recht zum Durch-
bruch; das Finale redet sich gewaltig in den sonst hier spru-
delnden Frohsinn hinein; nach kaum hundert Takten machen
alle Instrumente auf der Dominante von Fis plötzlich Halt,
aber statt des erwarteten Fis-dur oder Fis-moll tritt Fakt
und Tonart des zweiten Satzes ein, dieses Mal mit einem
neuen Thema in der Oberstimme der nun in 4 Gruppen ab-
getheilten Violinen, die anfangs zu zweien, dann aber jede
selbständig auftreten. Nach einer kurzen Pause und etwas bis
dahin Unerhörtes geschieht: Der zweite Hornist und erste
Oboist paden — nach Vorwissen der Partitur — ihre Instru-
mente ein und verlassen das Podium, elf Takte weiter greift